

So das alles geschehen ist, so soll der Jud seine rechte Handt bis an den Knorren legen in das vorgemelt Buch und Nemblich auf die Wort des gefezs und Gebotts Gottes, welche wortt und Gebett zun Hebräisch also lautend: So tissa et schem Adonaj eloheka laschaff ki lo ienakê Adonaj et ascher jissah et schemo laschaff; zun Teudsch: Mit erheb den Nammen des Herrn deines Gottes unnüßlich, denn nit wird unschuldig oder ungekrafft lassen der Herr denn, der erhebt seinen Namen unnüßlich.

Alß dann und darauff und ehe der Jud den Ahdtt vollfürt, soll der Jud dem Christen, denn er den Ahdtt tun soll, oder an seiner Statt denn, der ihm den Ahdtt auffgibt, diese Worte nachsprechen:

Adonaj, Ewiger und Allmächtiger Gott, ein Herr über alle Melachim (Könige), ein Eyniger Gott meiner vätter, der du die Heyligen Torah (Gesetz) gegeben hast.

Ich ruff dich und deinen Heyligen Namen Adonaj unnd dein Allmächtigkeit an, daß du mir helffest bestatten meinen Ahdtt, denn ich jezo thun soll, und wo ich unrecht oder betrieglich schweren werd, so sei ich beraubt aller gnaden des Ewigen Gottes und mir werden aufgelegt alle straff und fluch, die Gott den verfluchten Juden aufgelegt hat und mein Seel und Leib haben auch nit mehr einichen Theyl in der Versprechung, die uns Gott gethan hat, unnd ich soll auch nit Theil haben an Messias Noch am versprochenen Erdreich des Heyligen seeligen Landes.

Ich versprich auch und bezeug das bei dem ewigen Gott Adonaj, daß ich nit wil begeren, bitten oder auffnehmen Aynige Erklärung, auflegung, abnemung oder Vergebung von keinem Juden noch anderen Menschen, wo ich mit diesem meinem Ahdtt, so (ich) jez Thun werde, einigen Menschen betriegen. Ammen.

Darnach geh vor der Jud und sprech dem Christ nach diesen Ahdtt:

Adonaj, ein Schöpfer der Himmel und des Erdreichs und aller Dinge, auch mein und der Menschen, Ich ruff dich an durch deinen Heyligen Namen auff diese Zeit zu der Wahrheit, als und der N. mir zugesprochen hat, umb den oder den Handel, so bin ich darumb oder daran ganz nit schuldig oder pflichtig, und ich hab auch in diesem Handel keinerlei falscheit oder unwarheit gebraucht sondern wie es verlaut hat, umb Hauptfach, schuld oder sunst was die sach ist, also ist es waar on aller gederde, argelst und verbrechlichkeit, also bitt ich mir Gott Adonaj zun helfen und zu bestatten diese warheit. Wo ich aber nicht recht oder waar hab an diesen sachen, sondern enig unwarheit, falsch oder betrüglichkeit darinn gebraucht, so sei ich Heram (verbannt) und verflucht Ewiglich, wo ich auch nit waar und recht hab in der sach, daß mich dann übergeh und verzehr das Feuer (Feuer), das Sodomma und Somorra übergeng, und aller Fluch, die an der Torah geschriben stehn, und daß mir auch der waare Gott, der Laud und graf und alle Ding beschaffen hatt, Nimmermehr zur Hülf noch statten komm In Einigen meiner sachen und Nöthen; wo ich aber waar und recht hab in dieser sach, also helff mir der waar Gott Adonaj. Ammen.

## Büchertisch.

„Die Räuberbande“. Roman von Leonhard Frank. Verlegt bei Georg Müller. München und Berlin.

Ein Würzburger Roman. Da erwartet man vom fröhlichen Treiben der Studenten an der Alma mater Julia zu hören, von ihrem Leben in den vornehmen Korpshäusern, beim Brückenbäck, auf den Feschtböden; von ihrem Streben auf den Buden, die, wenn sie billig sind, so wunderbar hoch unterm Dache liegen, daß der Blick sich weiden kann am spitzgiebligen Gewinkel der Altstadt, an den vielen Türmen und Kuppeln, an den jagenden Mauerseglern und den Flügen der Tauben und Dohlen, die alle die hohen Türme und die steilen Dächer der Kirchen bewohnen.

Der Roman sollte auch von den alten Firmen und den klugen Kaufleuten erzählen, deren Güter von hier aus wieder in das ganze reiche Franken gehen und von jenen, die mächtige Fässer starken Mostes einlagern, der dann als Wein Mund, Nase und Herz der Kenner erfreut.

Beim Namen Würzburg glaube ich den frischen Duft zu riechen, der im Herbst von seinem Markte herströmt durch enge Gassen, ein Gemisch aus dem Geruche von reifem Obst, süßen Trauben, frischer Butter, mannigfaltigem Gemüse, würzigen Kräutern, Kienholz und Räucher-

beeren. — Könnte nicht dem Würzburger Kästchen und Zwiebelplaz, welche Gebäcke man dort in vollendeter Weise herzustellen liebt, ein Lobpreiser entstanden sein? —

Oder es wagt sich einmal ein großer Dichter an die Schilderung der wundervollen Bauten und Kunstkleinode, die vergangene Zeiten und vermoderte Menschen der Bischofsstadt schufen. Und die ganze stille Schönheit des Beitschöchheimer Hofgartens, seine verschwiegenen Laubengänge, seine ruhigen Weiher, die Weiden mit hängenden Zweigen umstehen und dunkle Karpfenrücken seltsam furchen, müßte in guten, packenden Worten erstehen. Ja, es ist viel Schönes und Herrliches ausgestreut im Frankenlande, ohne von seinem Wein zu reden, über den doch schon viel gesagt und gesungen wurde. Aber noch nicht genug.

Von alledem hören wir eigentlich nichts, wenn auch der Dichter — es ist wirklich ein echter und rechter — manche Stimmungen, Bilder und Eigentümlichkeiten der Mainstadt in trefflicheren, scharfen Strichen festgehalten. Wir finden kein schönes Geseue mit Gefühlen, nur harte Wirklichkeit; es ist in seinem Roman nicht ganz sicher, ob der Gute belohnt und daß der Böse bestraft wird, daß die Pies auch rechtzeitig ihren Hanns erwischt und daß am Schluß der Großvater seinen Enkel auf den Knien reiten läßt. Seit langer Zeit hat mich jedoch keine Erzählung so festgehalten, wie diese, ein (im guten Sinne) naturalistischer Roman von Leonhard Frank: *Die Räuberbande*, soweit ich weiß, ein Erstlingswerk des Verfassers. Und ich gehe mit meinem Lob einig mit weit fachverständigeren Kennern, nämlich jenen Herren, die das Buch des Fontanepreises für würdig gehalten haben.

Allerdings, es ist nicht für die „reifere Jugend“ und unvernünftige Leute geschrieben und für solche, die nur engherzigen Lokalpatriotismus produzieren. Der Leser muß wissen, daß es überall Schattenseiten gibt; er muß auch eine Ansicht, die der seinigen stracks zuwieder läuft, ohne Beschwerden vertragen können. Schattenseiten aber, nicht so sehr Würzburgs als des eignen Schicksals, scheint der Verfasser in seiner Jugend, von der er einen Ausschnitt als Roman-Vorwurf genommen, viele kennen gelernt zu haben.

Im ersten Teile, der die größere Hälfte der Handlung einnimmt, schildert er uns das Tun und Treiben von Knaben, Lehrlingen, die eben der Werktagsschule entwachsen. Diese Entwicklungsjahre sind an und für sich eine schlimme und dunkle Zeit, wenn dazu noch Erziehungsfehler durch einen Prügelpädagogen, dessen raffiniertes Strafsystem selbst ältere Männer, die es es genossen hatten, noch erschreckt und erlassen macht, kommen, wenn die Lektüre Karl May's sowie sämtlicher Hintertreppromane und Indianergeschichten die Gehirne der Halbwüchsigen berauscht, so ist eben das Ergebnis darnach.

Diese Lehrbuben mit dem gesunden Tätigkeitstrieb der Jugend, phantastisch angeleitet, durch krasse Schmöker verdorben, durch die Eltern schlecht beaufsichtigt oder zu streng und verständnislos behandelt, der und jener durch den Lehrherrn körperlich und seelisch mißhandelt, schließen sich eng zusammen und gründen eine „Räuberbande“. Über die schlechten (und harmlosen) Streiche dieser Bande wird uns eine Menge berichtet, gut berichtet, denn das alltäglichste Ereignis, die verhänglichste Situation, gewinnt durch die große Darstellungsgabe des Verfassers Farbe und Form. Aus der Schar der Räuber hebt sich kaum einer hervor, doch ist der kleine Michael Bierkant, genannt Oldshatterhand, einem gleich sympathisch. Oldshatterhand, der etwas stottert, ist beim Mechaniker Eritt (die Leute haben bei Frank gern symbolische Namen: Ein Weinwirt heißt Schlauch, ein Schuster Wiedersehen), der besondere Freude am Peinigen seiner Lehrlinge hat, in der Lehre. Er ist ein Träumer, ein unverbesserlicher Idealist; von ihm handelt dann der zweite Teil des Romans in der Hauptsache. Seine unerwünschte Arglosigkeit, sein ihn plötzlich überkommender Ehrgeiz, „etwas zu werden“, bringen ihm harte Rippenstöße, Kämpfe und trübe Stunden. Er ringt sich zum Künstler und zum Erfolg durch. Doch können alle Enttäuschungen den kindlichen „Spinner“ nicht zum widerstandsfähigen Latmenschen, der harmonisch Wirklichkeitsinn mit Künstlerempfinden eint, wandeln. Seine Kraft erschöpft sich rasch, er sieht seinen Erfolg nicht mehr. Haß und Künstlerneid benötigen grausam sein blindes Berrauen, seine vorbehaltlose Gläubigkeit an den Freund, und jagen den Schlechtgenährten, Hungernden, von irren Einbildungen Gerüttelten hin und her und in den Tod.

Von den anderen Räubern, die in ihrer Sünden Maienblüte von mutigen Taten, blutigen

Verbrechen, vom ungebundenen Leben in Amerikas weiten Grassteppen geredet, geschwärmt und geprahlt hatten, hören wir im zweiten Teile nur ab und zu. Sie werden brave Spieler, Vereinsmeier, Kartenbrüder, einer verwahrloht. Der stille „Winnetou“ wendet sich, durch den Tod seiner Mutter erschüttert, zeitig ab und findet dann Ruhe und Frieden bei den Kapuzinern auf dem Käpple. Nur einer, der „Duckmäuser“, der gar nicht einmal zur Räuberbande gehörte und von dieser verachtet wurde, kommt, als Matrose in aller Herren Länder gewesen, kräftig und lederbraun gebrannt, heim und setzt die zu Haus Gebliebenen in wehmütiges Erstaunen.

Durch den Roman geht ein „Fremder“. Wir erfahren seinen Namen nicht; geheimnisvoll taucht er in merkwürdigen oder entscheidenden Stunden des Oldshatterhand auf, auch nach dessen Tode noch und verschwindet wieder im Leeren. Ist es sein Doppelgänger oder sein „zweites Gesicht“?

Gelegentlich führt uns die Erzählung in die Stuben der Kleinbürger, die durch Arbeit und Sorge um das tägliche Brot längst stumpf geworden; in ihre Kneipen, wo sie sich beim Dämmer-schoppen oder am Sonntag erholen. Der Alkohol gibt ihnen ein wenig Schwung und läßt sie das Dasein besser ertragen. Der Weg führt auch durch dunkle Gassen, an verrufenen Häusern vorbei, oft auf den Festungswall, ein paarmal zum Käpple, dieser berühmten Kirche Würzburgs.

Nicht vergessen sind die Würzburger Mütter, die rührendsten, selbstlosesten und treuesten Mütter der Welt. Sie nähren sich die ganze Woche von Kaffee und bringen es hierdurch fertig, dem Mann ein „Täuble“ und dem Sohn ein Stück Kuchen zu kaufen. Sie strafen streng und unnachsichtlich, doch im Todeskampfe noch streichen sie ihrem Vuben über den Kopf, leise und gut, und bringen ihn dadurch zur Umkehr und Befinnung. Wenn diese Melodie auch nur heimlich, versteckt, prunklos und im Dunkel bleibend wie die Mütter selbst, mitschwimmt zwischen all dem lauten Gesehehen und den düsteren Geschichten, so hat sie mir doch nicht weniger gefallen.

Wie nun dies alles geschildert ist, mit harter Wahrheitsliebe, in eng umrissenen, scharf gesehenen Bildern und Dialogen, ist meisterhaft. Mit gleicher Anschaulichkeit beschreibt Frank einen großen Fabriksaal, das Milieu eines Münchener Künstlerkaffees, ein uraltes Haus im Speßart. Der Dichter hat ohne Zweifel ein großes, plastisches Darstellungsvermögen und hat, obwohl sein Werk kein Schlüsselroman, einzelne Figuren treu nach Modellen, die sich durch irgend welche Eigenheiten auszeichneten, gearbeitet. Wer z. B. vor mehr als einem Jahrzehnt in gewissen Würzburger Künstlerkreisen verkehrte, der wird sich sofort auf die beiden Künstlerzimmermann und Grünwiesler, die eine sehr wenig sympathische Rolle im Roman spielen, erinnern können.

Auch ist Frank die Technik eigen, eine oder die andere Person durch öftere Erwähnung eines Merkmals, einer auffallenden Gebärde, so zu kennzeichnen, daß sie sich immer deutlicher und sicherer dem Leser einprägt. Nicht minder hervorragend als seine Darstellungskunst ist übrigens sein Gefühl für Farbe. Man vergleiche: Heftpflasterrosa, Schulheftblau.

Zwischen hinein überraschen, wenn auch selten, kleine, knappe Stimmungen von einer Bildhaftigkeit, daß ich mir nicht versagen kann, eine Probe davon zu geben: „Plötzlich rollten die Fuhrwerke unhörbar auf dem holprigen Pflaster, die Bürger gestikulierten, ihre Lippen bewegten sich — man hörte keinen Laut; Luft und Häuser zitterten, denn die dreißig Kirchturmglöcken von Würzburg läuteten dröhnend zusammen zum Samstagabendgottesdienst. Und aus allen heraus tönte gewaltig und weittragend die große Glocke des Domes, behauptete sich bis zuletzt und verklang.“

Die Unterhaltungen der Bürger und die Tritte einer Abteilung verstaubter Infantristen, die über die alte Brücke marschierte, wurden wieder hörbar.

Über der Stadt lag Abendsonnenschein.

Ein roter Wolkenballen hing über der grauen Festung auf dem Gipfel, und im steil abfallenden königlichen Weinberg blühten die Kopftücher der Winzerinnen — die Weinernte hatte begonnen. Es roch nach Wasser, Teer und Weisrauch.“ —

Freilich der Herr Lehrer Mager, der gefürchtete Erzieher der Jugend, würde bemerken, daß in Franks Roman einige Sprachnachlässigkeiten zu rügen seien; auch zeichne sich der Verfasser eigenfönnig durch merkwürdige Zusammenstellungen aus. Als Beispiel hiefür nenne ich den Schluß des Buches: „Eine Stunde über den Berg“ sagte Winnetou. Er hatte ein stilles, klares Gesicht und einen Pickel am Nasensflügel.“

Hugo Vogt.